

## »Ein Auge, das nichts vergißt«

Die Gedichte von Rajzel Zychlinski, jiddisch und deutsch

VON HANSJÖRG GRAF

»Jedes Gedicht ist ein Schicksal.« Dieser Satz steht in dem Aufsatz *Vom Wesen des lyrischen Gedichts*, den Max Kommerell 1943 veröffentlicht hat. Es ist unwahrscheinlich, daß der Essayist sich der geschichtlichen *und* menschlichen Tragweite seiner Formulierung bewußt gewesen war, einer Bedeutung, die sie heute im Blick auf die Jahreszahl hat. Schließlich bringen diese fünf Wörter etwas auf den Punkt, was sich als Grundfigur einer Anthologie jiddischer Lyrik abzeichnet. In *Der Fiedler vom Getto* (1993) hat Hubert Witt sechzig Autoren aus Polen vorgestellt; die Stimmen der Umgekommenen und der Geretteten vereinigen sich zu einem Chor, der wie ein Refrain in Arnold Schönbergs Melodram *Ein Überlebender aus Warschau* wiederkehrt. Hier singen die im Aufstand besiegt und ihrer Ermordung entgegensehenden Juden ihren Cantus firmus »Sch'ma Jisroel«; in Hubert Witts Lyriksammlung erscheint eines der *Zeitgedichte* von Jizchok Lejb Perez (1852–1915) als Vision, die es nahelegt, als »Erinnerung in Richtung nach vorn« (Kierkegaard) interpretiert zu werden: »Herr der Welt, aus allen Leiden / mach eine Kugel und schieß schnell ... / Wir wollen ins Wasser ins Feuer springen / mit ›Höre Israel‹ ...«

Es sind »Sänger der Not«, die in Witts Anthologie zu Wort kommen. Wenn der Herausgeber im Nachwort bemerkt, daß seine Auswahl »nicht vorrangig von ästhetischen Kriterien bestimmt« sei, gibt er zu erkennen, daß die Grenzen der Poetik dort sichtbar werden, wo Unsägliches sagbar gemacht werden soll. Es geht also

darum, ob man von den Sachen zur Sprache oder von der Sprache zu den Sachen kommt. Pathos und Präntion sind der jiddischen Lyrik fremd. Wo es auf Leben und Tod geht, besinnt sich die Sprache auf ihre einfachen Formen: Das Gedicht erfüllt den Anspruch einer Leidenschonik.

Es erzählt. Es reflektiert Zeitgeschichte und spiegelt Lebensläufe. Die Biographien der jiddischen Dichter aus Polen liefern den Grundstoff ihrer Lyrik. Das gilt auch für Rajzel Zychlinski, eine Autorin, die schon in Hubert Witts Anthologie mit sieben Gedichten vertreten war und jetzt ebenfalls von Witt mit ihrem lyrischen Gesamtwerk vorgestellt wird.<sup>1</sup>

Kindheit und Jugend verbringt Rajzel Zychlinski im polnischen Gombin, wo sie 1910 geboren wird. Mit achtzehn debütiert sie in der Warschauer *folksszajtung* mit Gedichten. Sie ist Verwalterin eines Waisenhauses, später arbeitet sie als Bankangestellte in Warschau. 1939 Flucht ins russisch besetzte Gebiet. 1941 heiratet sie den Arzt Isaac Kanter und flieht mit ihm nach Kasan. (1942 Auflösung des Gombiner Gettos und Tod der Mutter und der Geschwister in den Gaskammern von Chelmno.) 1943 Geburt des Sohnes Marek. 1946 Rückkehr der Familie nach Polen (Lodz). 1948 Exodus nach Frankreich und in die USA, wo sie zunächst in einer Krawattenfabrik arbeitet. Studium der Literatur und Philosophie an der New Yorker New School for Social Research. 2001 stirbt Rajzel Zychlinski neunzigjährig im kalifornischen Concord.

<sup>1</sup> Rajzel Zychlinski, *di lider. 1928–1991. Die Gedichte. Jiddisch und deutsch*. Herausgegeben und übertragen von Hubert Witt. Frankfurt: Zweitausendeins 2003.

Dieses biographische Stenogramm ist auf wenige Fakten und Daten beschränkt; es steht in einem engen Kontext mit den Gedichten von Rajzel Zychlinski. Viel spricht dafür, ihre frühe Lyrik als Elementargedichte zu bezeichnen, Verse, die von der Vertrautheit der Autorin aus Gombin mit den Urstoffen der Natur, etwa dem Feuer, dem Wasser und dem Wind, ebenso Zeugnis ablegen wie vom Umgang mit den Utensilien des täglichen Lebens. Die Welt der Dinge (Tisch, Handtuch, Schrank) und eine von Mensch, Tier und Pflanze belebte Welt erwecken die Illusion einer *harmonia caelestis*. Doch der Schein trügt.

Schon in den frühen Gedichten der dreißiger Jahre erweist sich der Kosmos von Rajzel Zychlinski als brüchig. Die Bilder einer im Schoß der Familie verbrachten Kindheit sind von Melancholie überschattet. Zwar fehlt in der Vorkriegslyrik der Dichterin jede zeitgeschichtliche Anspielung, wie das 1937 entstandene Gedicht *Der Regen singt* belegt; doch scheint in den beiden Strophen aus Gombin der Tod der Mutter – »Mutters Ohren / werden kalter Lehm, / kalter Lehm / werden ihre Hände« – schon antizipiert; auch eine Bedrohung von außen – »wenn ich das Fenster öffne, / löscht der Mond mein Leben aus« – steht unmittelbar bevor.

Was im Shtetl schon als Vorahnung lyrischen Ausdruck findet, erfährt die Bewohnerin einer Metropole als Realität. In der Millionenstadt New York hat das Schweigen der Dinge eine Dimension, die Rajzel Zychlinski bewußt macht, was Existenz heißt. »Wenn wir über uns wüßten, / was die Wände wissen! / Sie sind die Herren / unsres Lebens und unsres Todes.« Leere Wohnungen und verschlossene Türen liest die Dichterin als Chiffre fremder Schicksale; sie fühlt sich als eine Fremde unter Fremden.

Der junge Malte Laurids Brigge notiert nach seinen Flanerien durch Paris: »Es gibt eine Menge Menschen, aber noch viel mehr Gesichter, denn jeder hat mehrere.« So besteht die Möglichkeit, daß diese Gesichter wandern und plötz-

lich an einem Ort auftauchen, wo man sie nie vermutet hätte. Diese Beobachtung macht Rajzel Zychlinski in Amerika; in New York entdeckt sie Gesichter, die sie vergessen hatte. Oder täuscht die Erinnerung? Oder sind die »vergessenen Gesichter ... Traumgesichter«?

Eines der Gedichte beginnt mit der Zeile »Meine Geschichte ist deine Geschichte«: Die Hände eines Passanten in der Subway erinnern Rajzel Zychlinski an ihre eigene Biographie; zugleich nimmt die Autorin an, daß ihr Gegenüber »in den tiefen Furchen« ihres Gesichtes Spuren der eigenen Lebenschronik entdeckt. Die Wahrnehmung eines Fremden macht die Grenzen der Individualität bewußt. Das Gedicht hält *den* Augenblick fest, der ein fremdes Schicksal in der eigenen Existenz aufgehen und somit etwas Andauerndes – die Einsamkeit – für einen Moment vergessen läßt.

Hubert Witts Editionskunst – von »Kunst« zu sprechen ist keine Übertreibung – zeigt sich nicht zuletzt in den Übergängen von einem zum anderen Gedicht, so daß auch innerhalb der einem Leitthema verpflichteten Gedichtgruppen eine Vielzahl von Motiven auftaucht, die scheinbar die Route dieser lyrischen Exkursion verlassen, die aber de facto nur eine Variante ein und desselben Stoffes darstellen.

In den religiösen Gedichten des Abschnitts »Biblische Nacht« erzählt Rajzel Zychlinski nicht nur Geschichten aus dem Alten Testament neu; die Hiob-Situation wiederholt sich auch in der Suche nach einem Gott, der »sein Gesicht verborgen hat«; die Frage nach dem Weg und dem Ort, wo die Träumende die Leiter mit den Engeln wahrnimmt, die sie »immer noch aus dem Feuer führen«, verheißt Zweifel *und* Zuversicht. Das Gedicht mutiert zum Gebet; der Schrei aus der Tiefe – »Hier bin ich! / Hier bin ich!« – scheint keine Antwort zu finden; doch im Schnee auf den Rocky Mountains entdeckt die Dichterin »das Lächeln Gottes«; eine Vision, die sie nicht daran hindert, eine Phrase aus der

Umgangssprache zu verwenden: Es ist »Liebe auf den ersten Blick«, die die Suchende mit dem Wiedergefundenen versöhnt.

Wer die Frage nach dem literarischen Umfeld von Rajzel Zychlinski stellt, muß mit einer verwirrenden Antwort rechnen. Es ist von Einflüssen die Rede, die von der Bibel und Shakespeare über Goethe, Baudelaire und Rilke bis zu Else Lasker-Schüler und den französischen Surrealisten reichen sollen. Doch ist diese Zuschreibung widersprüchlicher Traditionen wohl eher als Bildungslektüre und sehr viel weniger als Orientierung an vorgegebenen Mustern zu verstehen. Daß Rajzel Zychlinski zwar »mit dem Symbolismus, dem Expressionismus, dem jiddischen Insichismus (einer wichtigen Strömung der jiddischen Moderne) in Berührung gekommen« war, doch »nie einer literarischen oder politischen Gruppe« angehört hat, wie Witt in seinem von intimer Sachkenntnis geprägten Nachwort bemerkt, bestätigt den Eindruck einer autonomen, eigene Wege suchenden und findenden Lyrikerin.

Die Subjektivität seines literarischen Geschmacks wird den Leser dieser Werkausgabe aber nicht daran hindern, seine eigene Auswahl im Sinne eines Zychlinski-Readers zu treffen. Oder soll er sich auf Kriterien berufen, die zumindest annähernd auf einem verbindlichen Konsens basieren? Das sind Überlegungen, die letzten Endes doch dazu führen, der Idee einer Edition des lyrischen *Gesamtwerks* zuzustimmen. Die Lektüre wird zur Lektion: Die »absolute Poesie« – also ein Begriff, den Paul Valéry dem Terminus der *poésie pure* vorzieht – behauptet sich neben Texten, die eine Lebenswanderung begleitet haben und in ihrer

Summe den Rang einer lyrischen Autobiographie beanspruchen dürfen.

Dabei geht es nicht um die Aufstellung einer Werteskala, die es ermöglichen soll, die Spreu vom Weizen zu trennen und sie angemessen zu kennzeichnen. Witts Leseausgabe hat andere Meriten: Sie markiert die Grenze zwischen den Gedichten, die etwas Unauswechselbares in Sprache verwandeln, und jenen Versen, die Erfahrungen eines kollektiven Schicksals vermitteln. Es ist der Unterschied zwischen der Solostimme und dem Chor; daß *beide* Teile eines Ganzen sind, bedarf keines Kommentars.

Hubert Witts Lyrikedition setzt ihren Hauptakzent auf die lückenlose Darstellung der Welten, die Rajzel Zychlinski bewohnt und ihrem poetischen Tagebuch anvertraut hat. Diese Bestandsaufnahme tritt als Symbiose von Innen- und Außenwelt in Erscheinung. Was auf den ersten Blick eine Mühsal für den Leser werden könnte, entpuppt sich als ein Geschenk der Fülle; die Chance, das jiddische Original zumindest in seiner Eigenschaft als »Nahsprache des Deutschen« (Witt) und als Klanggebilde kennenzulernen, schafft die Illusion, am Schicksal der Dichterin unmittelbar teilzunehmen. Das Gedicht erfüllt die Funktion einer Brücke; mehr noch: es wird zur Passage.

»O wo ist die Wolke, / auf der ich geritten bin, / mit meinen fröhlichen Knien flatternd?« Was Rajzel Zychlinski in einem ihrer frühen Gedichte als Frage formuliert, taucht in Versen der amerikanischen Spätzeit – »Wozu diese Zeichen« – als Antwort auf: Nur die Wiederkehr der Wolken, Wellen und Winde verspricht Dauer; das geschriebene Wort zerfällt zu Staub. »Der Rest ist Rauch.«